

Die Unzufriedenheit in unserem Fach nimmt zu. Wo Kunstwissenschaftler sich einfinden, wird geklagt: seitens der Studenten oder seitens der Professoren in der Massenuniversität, von Mitarbeitern der Museen über zunehmend weniger Planstellen. Die dort festangestellten Kollegen nehmen für große Ausstellungsprojekte, auch in Verbindung mit kurzfristig gebundenen Werkvertragspartnern, Höchstbelastungen auf sich. Kollegen, die Werkverträge annehmen, arbeiten diese bis an die Grenzen des physisch Möglichen ab in der Hoffnung, durch einen überzeugenden wissenschaftlichen Kraftakt endlich eine feste Stelle zu erringen. In der Denkmalpflege kommt ein Kunsthistoriker überhaupt nicht mehr zur Forschung, vielleicht zu gelegentlichen Aufsätzen. Ein Mindestmaß an Forschung ist jedoch, gleich an welcher Stelle ein Kunsthistoriker steht, notwendig, sonst fällt er unmerklich aus der Fachwelt heraus. Über die Probleme der in den Medien tätigen Kollegen, die von der Fachschaft wohl eher als Abtrünnige denn als Angehörige betrachtet werden, fehlen Einblicke. Anzunehmen ist lediglich, daß dort ausreichend Geld verdient wird. Klar auf der Hand liegen die Nachteile, mit denen freischaffend Tätige leben. Sie haben keinen Grund, über ihre Lage zu schweigen. Dasselbe trifft für Kollegen zu, die Arbeitsfelder außerhalb fester Arbeitsverhältnisse betreuen, zu denen Werkverträge, Lehraufträge, ABM-Stellen, Volontariate an den Museen gehören. Gibt es hierzu in unserem Heft einige Aufschlüsse, so herrscht völliges Dunkel in bezug auf die Situation im Osten unseres Landes. Über die Evaluierung ganzer Institutionen wie der Akademien und deren objektive und subjektive Folgen, die Erneuerung der Universitäten, der Museen, die Lage der mit einem Mal hundertfach arbeitslos gewordenen Kollegen bleibt öffentlich undiskutiert. Erst recht nichts zu erfahren ist über die Evaluierungstätigkeit von Kollegen aus den alten Bundesländern, die in den Struktur- und Berufungskommissionen dafür gersorgt haben, daß ganze Institutionen verschwunden sind, innerhalb derer es Spreu gegeben haben mag, die ja nun beseitigt ist, in jedem Fall aber auch erhaltenswerte Substanz, eben »Weizen«.

Zu all diesen Problemen wollten kritische berichte eine Diskussion eröffnen, zunächst mit einem Heft. Die Redaktion erkannte allerdings erhebliche Schwierigkeiten darin, dieses Spektrum von Problemen mit qualitätvollen Beiträgen auszubreiten. Insofern ging sie auf das Angebot des Vorstandes vom Ulmer Verein ein, Beiträge einzuholen. Das Ergebnis ist, wie Kollegen in ihrem gesondert ausgewiesenen Editorial aufzeigen, äußerst mager und bestenfalls als ein Anfang zu betrachten. Daher ist den Kollegen des Ulmer Vereins die Initiative hoch anzurechnen. Die Aufgeschlossenheit unter Kollegen allerdings, auf die Umfrage des Ulmer Vereins hin, Fachprobleme zur Sprache zu bringen, war beschämend gering. Sie steht den wahren Problem diametral entgegen. Es äußerten sich vor allem solche Kollegen, die von einem Projekt zum anderen hangelnd, ein unglaubliches Maß an sozialen und psychischen Problem andauernd auf sich nehmen.

Die Frage nach den Ursachen mangelnder Bereitschaft, Probleme zu artikulieren, vor allem durch festangestellte Kollegen wie auch durch diejenigen in den neuen Bundesländern, die ihren Berufsweg unter der Voraussetzung einer lebenslangen fe-

*Fortsetzung auf S. 94*

sten Anstellung einschlugen, die nun ja abbrach, ist nicht beantwortet. Wir geben uns vor allem damit nicht zufrieden, daß sich an der Umfrage kein einziger Kollege aus der DDR beteiligt hat.

Ein einziger Universitätsprofessor hat sich zur Umfrage geäußert. Er sieht das Ausbildungssystem für Kunstgeschichte an den Universitäten, auf der Grundlage langjähriger Berufserfahrung, nahezu in jeder Hinsicht als reformbedürftig an. Leider ist Robert Suckales Beitrag aus persönlicher Sicht und ohne Kenntnisnahme jüngster soziologischer Interpretationen der Massenuniversität geschrieben worden. Denn für Sachverhalte, die Suckale beklagt, z.B. daß Kunstgeschichte (bis auf Hamburg) kein Numerus-clausus-Fach und damit von Studenten hoffnungslos überlaufen ist, die hohe Anzahl von Studienabbrüchen, den Verlust an Kontakten zwischen Studenten und Hochschullehrern usw., gibt es auch konstruktivere Deutungen. Der Frankfurter Soziologe Karl Otto Hondrich zum Beispiel sieht in der Massenuniversität mit heute 1,9 Millionen Studenten, zu der sich die Universität seit 1968 in drei Schritten hinbewegt hat, die Plattform für deren grundsätzliche Erneuerung, auch der Lern- und Forschungsmodelle. Erneuerung produziert die Universität notwendigerweise aus sich heraus. Wissenschaftliche Arbeit stellt sich ohne Zweifel qualitätvoller denn je dar, selbst wenn heute, was Suckale bedauert, kein Hochschullehrer mehr sein Fach in Gänze überschaut, wie das noch bei Richard Hamann u.a. der Fall war. Die Zeit des Lehrbücherschreibens ist eben vorbei, die Spezialuntersuchung hat ihre Zeit. Suckale bedauert weiterhin das Ende des persönlichen Verhältnisses zwischen Professoren und Studenten, das sich nur in höheren Semestern durch Widerborstigkeit des Elitestudenten herstellen lasse. Hondrich erklärt jedoch, daß die Vertiefung in die Wissenschaft sich heute kaum noch über den Umgang mit dem Lehrer vollzieht. Studenten setzen sich gezwungenermaßen direkt mit Wissensquellen auseinander. Das führt zu anderen Lernergebnissen, auch in der Kunstgeschichte. Angesichts der Veränderungen, die sich an den Rändern des Fachs abzeichnen, die in unserem Heft z.T. bloßgelegt werden, wird zu fragen sein, ob Kunstgeschichte an den Universitäten ihre Heilung nur durch Rekonstruktion traditioneller Lehrmethoden oder gar durch Orientierung am amerikanischen Modell – wieso übrigens ausgerechnet am amerikanischen, nicht am französischen oder russischen Modell? – erfahren kann. Weiter ist zu fragen, ob die Forderung von Helmut Börsch-Supan nach einer moralisch integren Persönlichkeitsstruktur des Kunstwissenschaftlers, der mit dem edlen Erbe vergangener Zeiten umgeht, überhaupt noch zu realisieren ist. Hier ist die Gesellschaft als Ganzes gefragt und die Kunstwissenschaft nur der mittelbare Adressat.

Jeder Studierende wird sich mit »Such- und Ordnungswegen« (Hondrich) einen eigenen, mehr denn je unverwechselbaren Weg in die Wissenschaft bahnen, dieselbe auf halbem Wege aufgeben, um vielleicht ins Kunstmanagement einzusteigen, ein großer Ausstellungsmacher zu werden, über dessen Persönlichkeitsstrukturen sich normale Kunstwissenschaftler erfolglos den Kopf zerbrechen. Auch der Studienabbrecher erscheint nach Hondrich eher ein Symptom für bewegliches Aufspüren neuer Berufswege zu sein, als ein beklagenswertes Geschöpf. Intuitiv hat Christoph Harwart in seiner Biographienfolge diesen Punkt aufgespürt. Er zeichnet nicht klassische Berufswege nach, keiner der Befragten hat eine feste Stelle, dennoch füh-

len die Befragten sich nicht unglücklich in den Tätigkeiten, die sie ausüben als Lehrbeauftragte, Publizisten, Reiseführer, Verlagsangestellte und Mitarbeiter an ABM-Projekten usw.

Hondrich spricht von der stillen Revolution, die sich in der offenen Universität vollzieht. Der neue Studententypus ist der Berufstätige, der Teilzeit-Studierende, in dessen Lebensmitte der Arbeitsplatz und die Familie stehen. Von einem Starstudenten-Bild, das Suckale beschwört, ist nicht mehr auszugehen. Der heutige Student befindet sich auf einer Gratwanderung zwischen dem Studium/der Teilzeitarbeit und dem Abgrund der Arbeitslosigkeit. Das beste, was die Universität daher bieten kann, sind Kontrastprogramme mit Problemsichten, Perspektiven und Methoden. Was das für die Ausbildung in der Kunstgeschichte bedeuten könnte, ist bisher in den alten Bundesländern nicht diskutiert worden. Diese Mischung in der Lehre von kunstwissenschaftlicher Methode, Denkmalkennntnis bis hin zur Kunstkritik, Medienwissenschaft, Ästhetik und Philosophie, die es an DDR-Universitäten seit der Hochschulreform 1968 mit dem Studienfach Kulturwissenschaft gegeben hat, ist von den Evaluierungskommissionen überhaupt nicht erkannt worden. In diesem fachübergreifenden Studium liegen die Chancen für eine Kunstgeschichte der Zukunft. Nur so wird Universität fachbezogen in die Gesellschaft hineinreichen und nicht im Gläsernen Turm sitzen bleiben.

Ausgeblendet aus unserem Heft bleibt also nicht die »untere« Hälfte der kunsthistorischen Fachschaft, sondern die östliche. Von den arbeitslosen Kunsthistorikern im Osten, den abgewickelten Wissenschaftlern aus den Akademien und deren Problemen zu reden wäre eine kollegiale Pflicht. Ohne diese Rede werden die neuen Grenzen befestigt und die Verbitterung wächst.